

Ein junger Urwald am Brahmsee

Hans-Helmut Poppendieck

I.

Es ist keine Touristenattraktion. Niemand würde ohne einen gezielten Hinweis hierher finden. Ein kleiner grasbewachsener Parkplatz am Ende einer Schotterstraße. Ein grünes Hinweisschild mit weißer Schrift. "Liebe Nachbarn! Dieses Gelände dient dem wissenschaftlichen Versuch, eine holsteinische Moränenlandschaft allein der natürlichen Entwicklung zu überlassen. Das Betreten ist widerruflich gestattet. Bitte bleiben Sie auf dem Trampelpfad. Hunde bitte nur an der Leine. Bitte keinen Abfall. Ihre Loki Schmidt." Ich gehe durch eine Fahrradsperre und betrete Loki Schmidts Wildnis.

Fast ein klassischer Eichen-Birken-Wald, mit ein wenig Vogelbeere, Zitterpappel und Weißdorn eingemischt. Die weißen Stämme der Birken leuchten an diesem schönen Herbsttag vorm blauen Himmel, die hängenden Zweige sind fast kahl, nur noch an den Spitzen flirren einige wenige goldbraune Blätter. Die Birken sind die höchsten Bäume hier, ich schätze sie auf gute fünfzehn Meter. Der Wald ist geschlossen aber licht. So und nicht anders muss es in der Taiga aussehen. Bis auf den Trampelpfad und auf einige Wildwechsel von Rehen führen keine Wege durch die Wildnis, fehlen jegliche Zeugen menschlicher Anwesenheit, zumindest auf den ersten Blick. Dennoch ist dieser Urwald noch nicht einmal dreißig Jahre alt. Und wo wir heute die Illusion der Taiga empfinden, wurde bis 1976 Roggen und ein wenig Hafer angebaut.

Die kleine feuchte Senke mit Flatterbinse und kniehohem Rohrschwengelgras wurde vom Wald noch nicht erobert. Die Gräser glänzen im Licht der tiefstehenden Herbstsonne. An schattigen Stellen hohe Brennessel-Gebüsche und im Binsensumpf stehendes Wasser, es wird im Winter noch weiter ansteigend. Der Blick wandert von der Feuchtwiese zum Gehölz, von dem sie umrahmt wird. Weiter hinten eine Kulisse aus kaum mannshohen Grauweiden: Ein klassisches Landschaftsgemälde sucht seinen Maler. Aber eine Momentaufnahme auch dieses Bild, denn es verdankt sich der wirtschaftenden Hand des Menschen, der

regelmäßigen Mahd, die bis 1961 stets im Spätsommer erfolgte. Seitdem liegt die Feuchtwiese unberührt da, ohne jeglichen menschlichen Eingriff. Noch haben sich keine Gehölze angesiedelt. Aber auch dieses Gebiet wird sich schließlich in einen geschlossenen Wald zurückverwandeln, nur geschieht dies hier unendlich viel langsamer als auf den trockenen Kuppen.

Der Weg steigt an. Eine kleine trockene Lichtung birgt unscheinbare Relikte der einstigen Bewirtschaftung. Acker-Stiefmütterchen und Berg-Sandknöpfchen stehen in wenigen Exemplaren in den Lücken der Grasnarbe, haben aus der Zeit der Ackernutzung hier bis heute überlebt, und kommen im milden Herbstwetter zur Nachblüte.

Und noch ein Relikt der Agrarlandschaft: Der Trampelpfad kreuzt einen alten Knick, der vom Birkenwald überwachsen wird und in seinem Schatten in eine Art Dornröschenschlaf verfallen ist. Er wird vor allem aus Buchen gebildet, höchst ungewöhnlich, denn Buchen wurden in Schleswig-Holstein nur in Ausnahmefällen in Knicks gepflanzt. Hier bilden sie aufgrund der früheren Kappungen ausladende mehrstämmige Büsche. Sie werden überleben, dies ist sicher, ebenso wie die daneben stehende Hainbuche, die mit einem halben Dutzend Stämmen aus einem alten unterirdischen Stubben wächst. Beide Baumarten zählen zu den so genannten Schattholzarten, weil sie im Unterwuchs des aufgekommenen Birkenwaldes jahrzehntelang dem Schatten trotzen können. Aber schließlich werden sie sich durchsetzen, sich über die kurzlebigen und früh alternden Birken erheben, ihr dichtes Laubdach über sie ausbreiten und sie dadurch so radikal verschatten, dass sie binnen weniger Jahre absterben werden. Die Heckenkirsche, deren daumendicker Stamm sich noch um eine der Hainbuchen windet, hat dieses Schicksal schon ereilt. Sie ist aus Lichtmangel abgestorben. Am Boden bilden die herabgefallenen toten Zweige dieser Liane ein dichtes Gewirr.

Die alte Knickeiche konnte sich noch halten. Vierzig Zentimeter über dem Boden verzweigt sie sich mit sieben weit auseinander strebenden Stämmen, bildet eine Art Sessel. Als Kinder hätten wir einen solchen Baum sofort mit Beschlag belegt, um darin zu hausen und zu spielen. Tatsächlich spielen auch Kinder aus der Nachbarschaft in diesem Wald. Und dies ist die einzige Nutzung, die von Loki Schmidt neben dem Spaziergehen geduldet wird.

II.

Ich kenne das Gebiet seit 1995. Ich habe es seitdem mehrfach gemeinsam mit Loki Schmidt durchstreift, in Abständen von mehreren Jahren. So habe ich die Dynamik der Veränderung in diesem neu geschaffenen Urwald besonders nachdrücklich erleben können. Sie selbst hat in einem kleinen Aufsatz in der *Naturwissenschaftlichen Rundschau* darüber berichtet.¹ Ein sechseinhalb Hektar großer Ausschnitt aus der holsteinischen Moränenlandschaft, der seit fast dreißig Jahren und an einigen Stellen sogar seit vierzig Jahren ohne jegliche menschliche Eingriffe ganz der natürlichen Entwicklung überlassen wurde. Dies ist ein außergewöhnliches vegetationskundliches Experiment. Richtig würdigen kann man es aber nur, wenn man sich in Erinnerung ruft, dass es im dicht besiedelten Mitteleuropa keine Landschaft gibt, die nicht in irgendeiner Weise vom Menschen bewirtschaftet, gestaltet, gepflegt oder zumindest beeinflusst wird.

III.

Das einfache Holzhaus, das der Hamburger Bundestagsabgeordnete Helmut Schmidt und seine Frau im Frühjahr 1958 bezogen, war kaum größer als eine Schrebergartenlaube und lag auf so genanntem Ödland. Als Ödland bezeichnet man Gelände, das wegen seiner ungünstigen Bodenverhältnisse nicht oder nicht mehr land- oder forstwirtschaftlich genutzt wird. Heiden zählen dazu, aufgelassene Schafweiden, magere Triften. Ein Begriff aus der Sphäre der kommerziellen Verwertung also, kein ökologischer Begriff. Aus Sicht der Ökologie sind Ödländereien nämlich alles andere als öde und wertlos, sondern Lebensräume für eine ganz eigenständige Tier- und Pflanzenwelt. Aber es sind Lebensräume im Übergang. Um sie doch irgendwie in Wert zu setzen, sind Ödländereien in großem Umfang in Wohn-, Industrie- oder wie hier in Ferienhausgebiete umgewandelt worden. Wo dies nicht geschah, haben sie sich nach und nach bewaldet. So sind sie in unserer aufgeräumten Kulturlandschaft immer seltener geworden sind, und viele der an diesen Lebensraum angepassten Arten stehen inzwischen auf den Roten Listen. Loki Schmidt erinnert sich:

"Überall gab es Trockenrasen - spärlich bewachsene, lückige Bestände mit kaum fingerhohen Pflanzen, ausgesprochenen Hungerkünstlern. Sie waren vielfältig und sehr artenreich. In den ersten Jahren grasten hier noch unzählige Kaninchen. Sie haben alle jungen Gehölze und viele der ausdauernden Arten verbissen, nur die Ungenießbaren überlebten. Dadurch wurden die Magerrasen erhalten. Später sind die Kaninchen der Myxomatose zum Opfer gefallen, und als sie ausblieben, wuchs das Gelände langsam zu. Heute geben hohe Birken und Kiefern dem Haus Schutz und Schatten. Aber bis es soweit war, gab es jedes Jahr andere Aspekte. In einem Jahr dominierte die blaue Staudenlupine. Im nächsten Jahr bildete der Wiesenkerbel einen Reinbestand mit brusthohen, zart duftig weißen Doldenschirmen. Freunde aus Südafrika, die uns besuchten, waren so begeistert davon, dass sie sich mit ihren Liegestühlen mitten in die Kerbelwiese setzten. Heute herrschen Große Sternmiere und Margerite vor. Aus dem Trockenrasen vor dem Haus ist jetzt ein richtiger Rasen geworden, mit geschlossener Grasnarbe. Er wird einmal im Jahr gemäht, wurde aber bisher nie gedüngt. Der Stickstoff, der aus der Luft eingetragen wird, reicht aus, um die genügsameren Gräser dieses Rasens zu ernähren."

In der Nachbarschaft kein ebenes Gelände, sondern kuppige Endmoränenlandschaft, wie sie für die Bordesholmer Geest typisch ist. Ursprünglich gab es hier zwei sanfte Hügel und dazwischen eine kleine feuchte Senke, früher wohl ein kleiner See, der mit dem Brahmsee in Verbindung gestanden sein mag: Ein quelliger Morast, von einem Entwässerungsgraben durchzogen. Auf dem einen Hügel wurde Ackerbau getrieben, auf dem anderen weideten Pferde.

"Besonders bunt und reich an interessanten Pflanzen war es auf der Pferdeweide", erzählt Loki Schmidt weiter. "Die Heidenelke mit ihren grell rosa Blüten, der zart weiße Knöllchen-Steinbrech und Wilder Thymian kamen hier vor. Die Kinder haben im Sommer 1958 mit den Pferden gespielt und die langen Pferdehaare gesammelt, um damit ihre Blumensträuße zusammenzubinden." Dann setzte der Kiesabbau ein, und der Hügel verschwand nach und nach. "Der Besitzer der Kiesgrube hat einmal den Abbau gestoppt, weil die Uferschwalben - die in den Steilwänden der Grube brüteten - eben geschlüpft waren. Er ist später Pleite gegangen. Wahrscheinlich hatte er für das Geschäftsleben ein zu gutes Herz."

"Neben unserem Wochenendgrundstück am Brahmsee hatte ein Bauer ehemalige Roggenäcker auf Böden allerletzter Güte brach liegen lassen. 1976 hatte er die Koppeln zuletzt bestellt. In dem Roggenacker blühten besonders viele Kornblumen. Im ersten Jahr der Brache zählte ich noch etwa zehn Pflanzen pro Quadratmeter. Im nächsten Jahr blühten nur noch vereinzelt einige Pflanzen, und im dritten Jahr konnte ich kaum noch Blüten finden. Dafür hatten sich aber Birken und Eichen angesiedelt, und ich beobachtete fasziniert jedes Jahr die Veränderung. Erst 1986 gelang es uns, das Gelände einschließlich des Seggensumpfes zu kaufen."

Das Motiv für den Kauf des Geländes, so Loki Schmidt, war reine wissenschaftliche Neugier. Theoretisch war ja alles wohlbekannt. Man weiß, dass bei uns in Mitteleuropa der Wald die vorherrschende Lebensgemeinschaft ist, man weiß, dass sich nahezu alle anderen Lebensgemeinschaften in Wald um- oder zurückverwandeln, wenn der Mensch seine Bewirtschaftung einstellt. Aber wie dies im Einzelnen vor sich geht, welche Um- und Nebenwege die Waldentwicklung nimmt, welche Überraschungen immer wieder auftreten: Ein solches Experiment hatte bis dahin noch niemand im großen Maßstab durchgeführt. Und wie sich zeigte, war auch der große Maßstab ganz wichtig für das Gelingen des Experimentes. Sechseinhalb Hektar - das waren ganz unterschiedliche Flächen, und auf jeder lief die Entwicklung anders ab. Der Kontrast war es, der die charakteristischen Eigenheiten der einzelnen Bereiche deutlicher hervorhob. Der bewusste Verzicht auf jeden Eingriff aber war Mitte der achtziger Jahre noch etwas sehr ungewöhnliches.

"Damals gab es noch keine Stilllegungsprämie, im Gegenteil: Wir mussten einen Brief an die Untere Landschaftspflegebehörde schreiben, um die Erlaubnis zu bekommen, die Koppeln, die seit endlosen Zeiten landwirtschaftlich genutzt worden waren, sich selbst zu überlassen."

"Wir bekamen die Erlaubnis. Allerdings wurde uns geraten, auf den höheren Partien die Waldentwicklung zu verhindern, damit sich dort die Entwicklung zu einem schönen Trockenrasen fortsetzen könne. Aber ich hatte mir ja vorgenommen, auf dieser großen Fläche in keiner Weise einzugreifen. Es war schon schwierig genug, den Gemeindevertretern nicht nur meinen Plan zu erklären, sondern auch die Zustimmung des dörflichen Grünausschusses zu bekommen."

IV.

Zur gleichen Zeit, als Loki Schmidt ihr vegetationskundliches Experiment auf den Weg bracht, hatte man auch im wissenschaftlichen Naturschutz umzudenken begonnen.

Loki Schmidt hatte, als ihr Mann zum Bundeskanzler gewählt wurde, ihren Beruf als Lehrerin aufgegeben und war mit ihm nach Bonn gezogen. Hier hatte sie sich dann sehr für die Erhaltung der bedrohten Pflanzenwelt engagiert, eine eigene Stiftung gegründet und die Kampagnen für die "Pflanze des Jahres" ins Leben gerufen. Sie wurde zur bekanntesten Naturschützerin Deutschlands. Entscheidend war, dass sie sich stets aus erster Hand informierte und im Rahmen ihrer Tätigkeiten viele Naturschutzgebiete innerhalb und außerhalb Deutschlands besuchte. Sie sprach mit den Verantwortlichen vor Ort über deren Erfolge und Nöte: Über Heiden, die sich bewaldeten, über verbuschende Trockenrasen, verlandende Marschgräben oder zu Hochwäldern auswachsende Niederwälder. Kaufte für ihre Stiftung Bergwiesen mit Wildnarzissen an oder mageres Grünland zur Erhaltung der Küchenschelle. Diskutierte über Mahdtermine oder über Beweidung mit Galloway-Rindern. Und erkannte früh, was heute allgemein bekannt ist: dass es sich bei den meisten unserer Naturschutzgebiete um altes Kulturland handelt, dessen schutzwürdiger Zustand nur erhalten werden kann, wenn man die alten Bearbeitungstechniken fortführt oder in geeigneter Weise nachahmt. Man muss wissen, dass diese Erkenntnis auch bei den professionellen Naturschützern erst langsam gewachsen war. Lange Zeit hatte man sich damit begnügt, Verordnungen zu erlassen, Schutzgebiete auszuweisen, ein Schild aufzustellen und dann alles sich selbst zu überlassen in der trügerischen Hoffnung, dass die Natur den erwünschten Zustand selber erhalten würde und dazu keine Nachhilfe seitens des Menschen - vor dem sie ja geschützt werden sollte - bedürfe. Erst als sich in den sechziger und siebziger Jahren die Klagen über vernachlässigte Naturschutzgebiete häuften, setzte sich nach und nach eine andere Sicht durch. Pflegepläne für Naturschutzgebiete wurden jetzt eine Selbstverständlichkeit. Das Wort "Entkusseln" kam auf, es bedeutet soviel wie unerwünschten Baumwuchs entfernen. Freiwillige aus Umweltverbänden und Schulklassen tummelten sich bei Entkusselungsaktionen in Mooren und Heiden.

Aber es blieb ein Unbehagen zurück. War diese Sicht der Natur nicht zu statisch?

Die staatliche Erfassung der für den Naturschutz bedeutsamen Biotope, die so genannte Biotopkartierung, hatte erste Ergebnisse erbracht. Sie führte dazu, dass die gesamte Landschaft sozusagen aufgeteilt und dann entweder als wertvoll oder als wertlos klassifiziert wurde - für die Ziele des Naturschutzes wohlgerichtet, der sich jetzt immer mehr darauf konzentrierte, in den wertvollen Bestandteilen durch Mahd oder Entbuschung an ganz bestimmten Zuständen, Lebensräumen oder Artenkombinationen festzuhalten. Nun ist dieses Vorgehen in der Regel völlig berechtigt. Aber man legt damit doch fest, wie die Natur sein soll, nimmt ihr den Spielraum zur eigendynamischen Entwicklung und degradiert sie damit in gewisser Weise zum Freilichtmuseum. Das war jedenfalls die Meinung der Kritiker, die sich jetzt immer stärker zu Wort meldeten, und neue Konzepte für den Naturschutz forderten jenseits der bisherigen Praxis, die als konservativ und musealisierend angesehen wurde.

Der Ökologe Hermann Remmert hatte um diese Zeit für Waldökosysteme eine neue dynamische Theorie entwickelt, die unter dem Namen "Mosaik-Zyklus-Theorie" bekannt wurde. Sie gab einen entscheidenden Anstoß für die nun aufkommenden neuen Gedanken, für die sich später in den neunziger Jahren der Begriff "Prozess-Schutz" einbürgerte.² Dessen Ziel ist es, die durch die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen stark eingeschränkte eigendynamische Entwicklung von Ökosystemen zu erhalten oder wiederherzustellen. Es geht also um Natur in ihrer ungeschönten Eigenart und Dynamik. Dabei muss man akzeptieren, dass bestimmte Arten verschwinden, selbst wenn sie schützenswert sind. Man wird dafür belohnt durch die Faszination, miterleben zu können, wie die Natur immer wieder etwas völlig Neues und Überraschendes hervorbringt. Wer sich dieser Faszination hingibt, wird sehr viel über Ursache und Wirkung in der Landschaftsentwicklung lernen können. Allerdings ist und bleibt der Prozess-Schutz umstritten. Nicht alle Menschen sind für diesen Gedanken empfänglich. Man braucht nur einen Blick auf das öffentliche und private Grün unserer Städte zu werfen, um zu erkennen: Die Vorstellung, dass die Natur gezügelt und kontrolliert, "erzogen" werden muss, ist unendlich viel populärer als die Vorstellung, ihr Spielraum für die eigene Entwicklung zu geben, sie "wachsen zu lassen". Zwei unterschiedliche Arten von Naturverständnis also, die man - zugegebenermaßen sehr zugespitzt - einerseits als konservativ, kontrollierend und musealisierend und andererseits als liberal, gelassen und offen charakterisieren

könnte. Eine wichtige Erkenntnis haben wir gewonnen: Nichteingreifen ist ein bewusster Willensakt. Und damit kommen wir nach dem Ausflug in die Theorie des Naturschutzes zurück zur sehr konkreten Wildnis am Brahmsee.

V.

Die Gehölze begannen also das brach gefallene Land zu erobern. Den Anfang machten auf dem Ackerland die Birken. Sie siedelten sich zuerst auf der dem Wind abgewandten Seite des Hanges an, nicht auf der Kuppe. Wahrscheinlich konnten sich hier die leichten Samen der Birken besser ablagern, während sie auf der Kuppe immer wieder verblasen wurden. Wo die Birken zuerst Fuß fassten, sieht es heute wie in der Taiga aus: Hohe Birkenstämme in weitem Abstand, dazwischen schütteres Gras. Im Schatten hüfthohe Trichter des Wurmfarne. Es sind Waldbilder von großer Schönheit.

Auffallend ordentlich wirkt hier alles und das, obwohl niemand eingreift und den Wald pflegt. Noch vor wenigen Jahren war durch das dichte Gestrüpp kaum durchzudringen. Damals bildeten die Birken stellenweise noch regelrechte Dickichte, waren gedrängt aufgewachsen, konkurrierten miteinander ums Licht. Heute ist diese Kampfphase beendet, wenige konkurrenzkräftige Individuen haben sich durchgesetzt, stehen in weitem Abstand zueinander, und von ihren Mitbewerbern blieben allenfalls Strünke stehen. Oder zersetzen sich langsam, von Porlingen besiedelt, im Gras. Zu sehen, dass es nicht immer des Eingreifens des Menschen bedarf, um "unordentliche" und unerwünschte Vegetationsstrukturen zu beseitigen, sondern dass ein bewusstes Nichteingreifen und ein gelassenes Abwarten die selben Resultate hervorbringen kann - dies erscheint mir angesichts der oft hysterischen Diskussionen um die Grünpolitik, angesichts von Politikern, die sich die Bekämpfung von "Wildwuchs" und von "wucherndem Grün" auf die Fahnen geschrieben haben, eine ganz wesentliche Erkenntnis zu sein. Vielleicht die wichtigste, die man von einem Besuch in diesem Wald mit nach Hause nehmen kann.

Auf den Kuppen erfolgte die Erstbesiedlung durch den Besenginster, im holsteinischen Platt "Braam" genannt. Wahrscheinlich steht der Name Brahmsee

damit im Zusammenhang, denn der Besenginster ist auf der Geest allgegenwärtig und war früher sicher noch häufiger als heute. Der Besenginster ist vermutlich gar nicht eingewandert, sondern war immer schon da. Seine relativ schweren Samen können im Boden lange lebensfähig bleiben. Die Physiognomie des Strauches wirkt zunächst fremdartig. Seine straffen aufrechten Zweige sind fast blattlos, aber immergrün. Sie dienen anstelle der Blätter der Assimilation. Diese Lebensform nennt man Rutenstrauch, und sie kommt sonst vor allem im Mittelmeergebiet vor. Die Blüten erscheinen Ende Mai und sind groß, gelb und sehr attraktiv. Loki Schmidt hat in den ersten Jahren auch braunrot und fahlgelb blühende Exemplare beobachtet. Zwar haben sich auch hier inzwischen Birken angesiedelt, aber sie dominieren nicht so wie in der "Taiga". Dafür gibt es hier mehr junge Eichen.

Die Bedeutung des Eichelhäher für die Verbreitung der Eiche ist unbestritten. Dass er Eicheln im Boden vergräbt, um sich Nahrung für den Winter zu sichern, ist allgemein bekannt. Er ist ein hübscher Vogel. Die zartblauen und schwarzen Flügel bilden zu dem rötlichbraunen Gefieder des Körpers einen aparten Kontrast. Sonderlich beliebt ist er allerdings nicht, vielleicht wegen der unmelodiösen laut rätschenden Rufe, vielleicht, weil ihm die Angewohnheit zugeschrieben wird, Nester anderer Vögel zu plündern. Früher hat man angenommen, dass er die meisten der versteckten Eicheln einfach vergisst und dadurch zur Verbreitung der Eiche beiträgt. Aber der Eichelhäher ist weniger vergesslich und viel raffinierter als man glaubt.³ Er wählt reife, besonders große und vitale Eicheln noch am Baum aus, transportiert sie - jeweils sechs bis acht auf einmal - in seinem Kehlsack und seinem Schnabel, und versteckt sie dann einzeln zwei Zentimeter tief im Erdboden in einem Abstand von rund siebzig Zentimetern. Fünftausend Eicheln werden so im Herbst von einem Vogel weit verstreut fortgetragen, und nur er selbst erinnert sich an das Versteck. Von sieben bis acht Eicheln pro Tag kann ein Häher überleben, das sind rund zweieinhalb Tausend im Jahr. Der Vorrat reicht also für zwei Jahre. Aber der Häher betreibt diesen Aufwand nicht für sich selbst, sondern für seinen Nachwuchs. Denn die jungen Häher leiden kurz nach dem Flüggewerden unter Nahrungsmangel und durchleben eine kritische Situation. Da kommen die spät auskeimenden Eicheln genau recht: Ihre hellgrünen, eigenartig geformten und unverwechselbaren Blätter signalisieren den Jungvögeln, wo sich knapp unter der Erde leicht verfügbare Nahrung befindet. Wenn der Eichelhäher also die Eicheln in einem weiten Umkreis

versteckt, dient dies nicht zuletzt der Aufzucht seiner Jungen. Aber natürlich finden auch die nicht jeden Eichensämling - das ist die Chance für die Verjüngung der Eiche.

VI.

Nach den Birken kamen also die Eichen. Sie bestimmen gemeinsam mit den Birken heute das Bild der Wildnis am Brahmssee. Und dennoch ist es kein klassischer Eichen-Birken-Wald. Schuld daran ist vor allem die Spätblühende Traubenkirsche, die fast gleichzeitig mit der Eiche einwanderte.

Zunächst einmal handelt es sich um einen besonders attraktiven Baum. Dies ist auch der Grund, warum die Spätblühende Traubenkirsche schon sehr früh aus ihrer nordamerikanischen Heimat nach Europa eingeführt wurde. In Deutschland wird sie seit 1685 kultiviert, vor allem in Parks. Die zarten Trauben mit ihren duftigen weißen Blüten sind sehr schön, ebenso die kleinen schwarzen Früchte. Und das glänzende Laub verfärbt sich im Herbst tiefrot, wie bei vielen anderen amerikanischen Gehölzen. Unter ungünstigen Bedingungen bleibt sie strauchartig, sie kann sich aber zu einem stattlichen Baum von fünfunddreißig Meter Höhe auswachsen, wenn man sie lässt. Vor hundertfünfzig Jahren machten Förster erste, zunächst wenig Erfolg versprechende Versuche zur Verwendung im Waldbau. Dann begann man in den 1950er Jahren, die Spätblühende Traubenkirsche großflächig anzubauen, auf Ödland wohlgerneht, zur Bodenverbesserung, als Windschutz, als Bienenweide, für viele andere Zwecke. Und damit begann ihre explosionsartige Ausbreitung.

Heute, fünfzig Jahre nach ihrer massenhaften Pflanzung, wird ihr aggressives Eindringen in den Wirtschaftswald wortreich beklagt. Die Spätblühende Traubenkirsche ist den Forstleuten außer Kontrolle geraten und gilt in Wäldern auf armen Sandstandorten als die Problempflanze schlechthin.⁴ Für ihre Bekämpfung werden Jahr für Jahr erhebliche Mittel aufgewendet, allein in den Berliner Forsten rund 180.000 Euro pro Jahr. Das ist teuer und, wie sich herausgestellt hat, leider auch noch weitgehend ineffektiv. Ein hausgemachtes Problem des Forstbetriebes, gewiss. Andererseits hatten sich innerhalb von zwei Generationen die Vorstellungen über den Wirtschaftswald ebenso grundlegend verändert wie im Naturschutz. Nach

dem Zweiten Weltkrieg hatte man der Wiederaufforstung erste Priorität eingeräumt und dabei vielfach Monokulturen geschaffen, meist von Nadelhölzern. Man hatte dabei auch keine Bedenken gegen die Anpflanzung nicht heimischer Arten. Aber es gab einen Lernprozess, angeregt durch die Ökologiebewegung und die Diskussionen um das Waldsterben in den 1980er Jahren. Heute gilt der "naturnahe Mischwald" als Leitbild. Und in diesem naturnahen Mischwald ist nach gängiger Auffassung für die Späte Traubenkirsche kein Platz, denn sie gehört als Neophyt nicht zur ursprünglichen Vegetation und damit nicht zur heimischen Natur. Als Neophyten oder Neubürger bezeichnet man bekanntlich Pflanzenarten, die in einem Gebiet nicht heimisch sind und erst durch das Wirken des Menschen nach 1500 eingeführt wurden, also nach Einsetzen des transkontinentalen Schiffsverkehrs.

Es mehren sich allerdings Stimmen, die dieses Leitbild kritisch sehen. Die Zielvorstellung vom naturnahen Mischwald ist unbestritten. Was aber heißt naturnah? Wäre es nicht realistischer zu akzeptieren, dass sich die Natur in Mitteleuropa durch das Wirken des Menschen irreversibel verändert hat? Muss man nicht den Neubürger, die sich in naturnaher Vegetation behaupten können, sozusagen Heimatrecht einräumen und sie als Teil der heimischen Flora ansehen? Würden wir die Späte Traubenkirsche nicht ganz anders behandeln, wenn wir nicht wüssten, dass sie ein Neophyt ist? Wer ohne botanische Vorkenntnisse und ohne Vorurteile durch Loki Schmidts Urwald am Brahmssee streift, wird keinen Unterschied machen zwischen der Späten Traubenkirsche und Sandbirke, sondern beide als Mitspieler in dem hier ablaufenden Prozess der Waldentwicklung ansehen.

Auch die Späte Traubenkirsche, so Loki Schmidts Beobachtung, hat zuerst die dem Wind abgewandte Seite der Kuppe besiedelt. Ihre Früchte werden in Mitteleuropa von sechzig Vogelarten gefressen und ausgebreitet. Die kleinen schwarzen Kirschen hängen an roten Stielen und fallen dadurch besonders auf. Die Vögel speichern sie in ihrem Kropf, lassen sich zur besseren Verdauung in aller Ruhe auf einem Baumwipfel nieder, von wo aus sie einen guten Rundblick haben, und geben dort die Steinkerne wieder von sich. Es ist leicht einsichtig, dass diese Vögel Wipfel in windstillen Lage bevorzugen. So ist auch dieses Verbreitungsmuster leicht zu erklären.

In den ersten Jahren blieben die Jungpflanzen der Traubenkirsche im Unterwuchs des Birkenwaldes als eine Art Bodendecker. Nach und nach wuchsen sie auf, formten brust- oder mannshohe Gebüsche, erstarkten und schossen in die Höhe, ohne jedoch das Obergeschoss des Waldes zu erreichen, das immer noch allein von den Kronen der Birken gebildet wird. Einige alte Exemplare sind bereits wieder dem Lichtmangel zum Opfer gefallen und abgestorben. Ich stehe vor einem fast zwanzig Zentimeter dicken, morschen Stamm, der in drei Meter Höhe abgebrochen ist. Er hatte bereits eine dicke, längsrissige Borke gebildet, sehr zum Unterschied zu jungen Stämmen, die glatt sind, dunkelbraun glänzen, und wie viele Kirschenarten charakteristische Längsstreifen haben. Auch dieser Stamm ist mit Porlingen besetzt. Es wird oft behauptet, dass aggressive Neophyten die einheimische Pflanzenwelt verdrängen würden, aber der Augenschein steht dazu im Widerspruch. Viel eher könnte man sagen, dass sich die Späte Traubenkirsche hier sehr unauffällig die Entwicklung des Waldes einfügt.

Es ist eine alte Botaniker-Erfahrung, dass man auf dem Rückweg einer Exkursion ganz andere Dinge wahrnimmt als auf dem Hinweg, selbst wenn man Schritt für Schritt die gleiche Strecke zurückgelegt hat. Jetzt fasziniert mich eine große, reich verzweigte Eiche im verschatteten Birkenwald. Die meisten der Seitenäste sind tot, morsch und abgebrochen. Sie muss aber im Freiland aufgewachsen sein, denn nur im vollen Sonnenlicht konnte sie all die Verzweigungen ausbilden, die jetzt im Schatten des Waldes aus Lichtmangel absterben. Der Baum reinigt sich nach und nach von allem Totholz, wächst nur noch an der Spitze weiter, und kämpft mit den anderen Bäumen um den Lichtgenuss. Die Geschichte dieses Waldes lässt sich an der Gestalt dieser Eiche, an der Entfaltung und dem Absterben ihres Astwerkes, fast vollständig ablesen.

Fast alle Besucher staunen darüber, in welcher kurzen Zeit all dies abgelaufen ist, und Loki Schmidt berichtet mit großer Genugtuung davon. "Aber diese große Eiche war doch sicher vorher schon da?", sollen selbst Jäger sie gefragt haben. Nein, auch sie ist nicht älter als dreißig Jahre. Bei einem ihrer Spaziergänge hat sie einen Bauern des Dorfes mit seinem fünfzehnjährigen Neffen getroffen. "Wissen Sie noch", sagt der Alte, "wir waren zuerst ja alle dagegen. So dicht bei einem Dorf ein Urwald! Und

jetzt kann man sich gar nicht mehr vorstellen, dass es hier früher anders aussah." Und der Neffe daneben, ganz erstaunt: "Wie denn, war hier früher etwa kein Wald?"

Am Ende des Trampelpfades liegt ein Campingplatz. Ein Kulturschock, diese plötzliche Begegnung mit einer ganz anderen Welt, mit der Realität unserer Haus- und Kleingärten. Alles sehr sauber gepusselt und gepflegt, hell und freundlich, kleinteilig und ordentlich, mit Wohnmobilen, geschorenen Rasenflächen, geschnittenen Thujahecken, Fernsehantennen und Topfgeranien. Ich liebe Kleingärten und habe selbst einmal einen besessen, aber heute ist mir der Kontrast zu stark. Ich eile zurück, und die Ruhe des jungen Urwaldes umfängt mich von Neuem.

VII.

Wie sehr dieses Gefühl der Ruhe für mich verbunden ist mit der Philosophie des Nicht-Eingreifens, mit der Abwesenheit von Aktionen und den von ihnen hinterlassenen Spuren, wurde mir ein paar Monate schlagartig deutlich. Ich hatte zuvor mit Loki Schmidt über die Probleme des Eingreifens gesprochen, die sie auf eine einfache Formel zu bringen gewusst hatte: "Jeder Eingriff bringt neue Unordnung. Die muss dann wieder gerichtet werden, in der Regel durch einen neuen Eingriff. Ohne solche Eingriffe lebt der Wald vor sich hin, mit kleinen unbemerkten Kämpfen. Die Bäume beschatten sich gegenseitig, sterben leise ab oder entfalten sich. Dann greift der Mensch ein und schafft ein Tohuwabohu."

Nun stehe ich im Januar 2005 vor einer Informationstafel am Rande des Eppendorfer Moores, eines kleinen Naturschutzgebietes inmitten der Großstadt Hamburg, und lese, wie die Naturschutzabteilung des Bezirkes Hamburg-Nord um die Akzeptanz für das Fällen von Bäumen im Gebiet wirbt. Ausführlich wird begründet, warum hier das Eingreifen des Menschen nötig sei. Das Wachstum der Bäume sei ein harter Kampf um den begrenzten Wuchsraum, der ohne Einflussnahme des Menschen dazu führt, dass Bäume absterben und Baumarten verdrängt würden. Um dem entgegen zu wirken, müssten Bäume gefällt werden. Dann könnten die verbleibenden Eichen kräftige Kronen entwickeln, so dass die Vitalität des Bestandes durch den Pflegeeingriff erhöht wird. Im Bereich der Wege würde darüber hinaus von

abgestorbenen Bäumen eine erhebliche Gefahr ausgehen. Daher müssten sie aus Gründen der Verkehrssicherheit entfernt werden. Fremdländische Baumarten wie die Spätblühende Traubenkirsche würden im Eppendorfer Moor zunehmend heimische Arten verdrängen. Durch die Einflussnahme könnten einheimische Baumarten gezielt gefördert werden, die Auslichtungen würden somit zu einer größeren Naturnähe beitragen.

Vitalität, Verkehrssicherheit und Naturnähe sind ehrenwerte Ziele. Wer wollte etwas dagegen sagen? Jedem, der dafür eintritt, wird Zustimmung gewiss sein. So hat die Bezirksversammlungen die Baumfällerei nach eingehender Beratung in den Ausschüssen gutgeheißen und die dafür nötigen Mittel freigiebig bewilligt. Die Anwohner haben die Maßnahmen mit erstaunlichem Gleichmut akzeptiert. Warum auch nicht, schließlich entspricht das, was hier getan wird, der gängigen forstlichen Praxis und der Praxis der Landschaftspflege in Stadt und Land. Hinter all diesen Aktionen steht unausgesprochen ein merkwürdiges Leitbild. Es lautet: Natur will gezähmt sein. Natur ist gefährlich und muss kontrolliert werden, denn von abgestorbenen Bäumen geht Gefahr aus. Aber Natur ist zugleich auch gefährdet, denn heimische Baumarten werden verdrängt, wenn der Mensch nicht eingreift und dadurch eine größere Naturnähe schafft. Eine in diesem Sinne verstandene Natur erzeugt ständigen Handlungsbedarf. Offenbar ist es der Zunft der Stadtgärtner gelungen, ihr auf Aktionen und Eingriffe gerichtetes Naturverständnis als alleinseligmachend durchzusetzen und sich selbst dadurch unentbehrlich zu machen. Zu diesem Naturverständnis und zu dieser Praxis gibt es keinen radikaleren Gegenentwurf als den Urwald am Brahmssee.

Bei einem Ort, der immer wieder Fragen zum Werden und Entstehen, zur zeitlichen Dimension des Naturgeschehens aufwirft, stellt sich unwillkürlich auch die Frage nach der Zukunft. Ich möchte von Loki Schmidt wissen, ob sie und ihr Mann dafür irgendwelche Vorkehrungen getroffen haben und bin zunächst erstaunt darüber, dass dies nicht der Fall ist. Die Tochter wird den Besitz erben, sie mag damit tun und lassen was sie will. Ich merke, dass es Loki Schmidt widerstreben würde, aus ihrer Wildnis eine dauerhafte Institution zu machen, ein Naturdenkmal beispielsweise oder eine Naturwaldparzelle, mit all den komplizierten rechtlichen, administrativen und finanziellen Regelungen, die damit verbunden wären. Viel lieber wäre es ihr, wenn

ein solches Experiment auch an anderer Stelle durchgeführt würde, zu Genuss und Belehrung der Anwohner. Warum nicht anstelle steriler Grünanlagen in einem Neubaugebiet mit vielen jungen Familien? Es geht ihr, der prominentesten Naturschützerin Deutschlands, an ihrem Lieblingssort gerade nicht um den Schutz der Natur, um den Schutz bestimmter Pflanzen und Tiere etwa, den Schutz eines Landschaftsbildes oder den Schutz natürlich ablaufender Prozesse. Der Gedanke des Schutzes setzt gewissermaßen eine distanzierte und überlegene Perspektive zum Naturgeschehen voraus und unterwirft das Vorgefundene, auch das Überraschende und Neue, einer festgefügtten Idealvorstellung. Sich davon einmal frei zu machen und die Natur als offene und ungerichtete Kraft zu erleben, die unsere Vorstellungswelt immer wieder durch neue und unerwartete Beobachtungen und Erfahrungen bereichert - dies ist es, was Loki Schmidts kleiner Urwald uns mitgeben kann. Ein Ort des wissenschaftlichen Experiments. Aber zugleich auch ein Ort zum Träumen.

1 Loki Schmidt: Von der Brache zum Eichen-Birkenwald. - Naturwissenschaftliche Rundschau 50: 394-397. 1997.

2 Hermann Remmert: Naturschutz. - Springer Verlag. Berlin, Heidelberg, New York. 1988. Ursula Ziegler: Prozessschutz vor dem Hintergrund der Ideengeschichte des Naturschutzes. 110 S. Diplomarbeit, TU München / Weihenstephan. 2002.

3 Hermann Ellenberg: Warum und mit welchen Folgen treiben Eichelhäher solchen Aufwand beim Verstecken von Eicheln? - FB Biologie, Universität Hamburg, Forschungsseminar 2003 (Kurzfassung) (<http://www.biologie.uni-hamburg.de/fose2003/ellenberg.htm>). 2003.

4 Ingo Kowarik: Biologische Invasionen: Neophyten und Neozoen in Mitteleuropa. 380 S. Stuttgart. 2003.